

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Buchbesprechung: Neue Schweizer Prosa

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus hohem Nord her wallte,
Aus Südens Sonnenglut
Gar mancher, der im Frieden
Nun meines Kirchleins ruht.
Und manche, die durch Sitte
Und Wort einst Freund und Feind,
Hier lauschten sie der Sprache,
Die alle Herzen eint.

So dürfen wir mit einem friedensreichen,
versöhnlichen Klang, der von „Europas Brücke“
und der Bergwelt unserer Völkerfriedensinsel
erfrischend, beglückend und ermutigend herüber-
weht, diese Betrachtung „lyrischer National-
spenden“ beschließen; bereits freilich harren
neue der Berücksichtigung.

Dr. Alfred Schaer, Zürich.

Neue Schweizer Prosa II.

Vielleicht läßt sich hier gleich Ernst Zahns neueste Erzählung anschließen: „Das zweite Leben“^{*)}. Diese Novelle ist technisch sehr gut gebaut, eine solide, auch stilistisch wohldurchdachte künstlerische Leistung; aber mir fehlt die starke Ueberzeugungskraft, die der ausgezeichneten Novelle „Nacht“, die letztes Jahr hier besprochen wurde, eigen ist. Woran liegt das? Mir will scheinen, der entlassene Sträfling sei zu sehr so dargestellt, wie der Mensch, der eigentlich zu hart büßte, weil die Motive, die ihn zur Tat schreiten ließen, nicht unehrenhaft waren, wohl sein sollte nach der Begnadigung, aber, weil er ein Mensch von Fleisch und Blut ist, nicht sein kann. Er hat mir zuviel von der Idealgestalt an sich, die man sich wohl ausmalen kann, erinnert etwas an die Schablone des Vorbildes, die in der moralischen Erzählung uns zeigen soll, wie wir als wirklich gute Menschen aussehen müßten. Und dennoch — eine fesselnde, an trefflich gesehenen Einzelheiten reiche, von gesundem Empfinden getragene Erzählung, die warm zur Lektüre empfohlen werden darf.

^{*)} Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1918.



Vom Basler Münster Abb. 8. Sog. Miserikordie (Konsole auf der Unterseite des aufklappbaren Chorstuhlflüßes) mit Sirene, spätgotische Holzschnitzerei (Mitte des 15. Jahrh.).

den darf. Der Sträfling Magnus Im Ebnet, der seinen Pflegevater und Vormund erschlug und lange Jahre im Zuchthaus saß, wird begnadigt. Und die Geschichte des entlassenen Sträflings ist es, die uns Zahn hier erzählt. Des Sträflings, der durch eine langjährige Selbsterziehung sich der Leidenschaft entledigt hat, sein Schicksal ohne Murren auf sich nimmt, Böses mit Gutem vergilt, es verschmäht, einen Menschen an sich zu fesseln, damit er nicht seine Schande teile, aber aus Liebe, aus Hilfsbereitschaft eine Verrufene zu sich nimmt, sie heiratet, ihr den Treubruch verzeiht und in echt christlicher Duldsamkeit „nicht widerstrebt dem Uebel“. So fällt allmählich die Scheidewand zwischen ihm und den Mitlebenden, sodaß der Pfarrer schließlich mit Recht an seinem Grabe sagen kann: „Er hatte die Geduld und die Weisheit, aus zertrümmerten Lebensgütern sich so viel zu retten, daß er die Welt noch liebte.“ Trefflich gesehene Gestalten, wie die Schwester Magnus', der Gemeindefreiber Leutenegger und die Tochter Bertha, das Zigeunermädchen, das später seine Frau wird, ihn verläßt und ge-

brochen von der Lust und Last des Lebens wiederverkehrt, kreuzen den Lebensweg dieses Mustermenschen, dieses milden Dulders, „wie die bittere Erde sie nicht trägt“ und der einen doch zu ergreifen vermag, weil der Dichter durch zahlreiche Einzelzüge uns über die Einwände, die sich da und dort einstellen könnten, hinwegzuhelfen weiß. Die klare, rein fließende Sprache Zahns bewährt sich auch in diesem Werte aufs Schönste.

Wer sich in jene Tage zurückversetzen will, da die Gotthardbahn im Bau begriffen war, der mag Jakob Christoph Heer in den Tessin folgen, wo der weiland Studiosus philologiae an der Tübinger Alma mater Heinrich Landsiedel, seiner fünfhundert Mark Barschaft von einem Landstreicher beraubt und infolge der Treulosigkeit seiner Jugendliebten tief verwundeten Herzens, seine Romreise unterbrechen mußte und das wundersame und gefährliche Abenteuer mit der edel gearteten Tochter des Sindaco von Altanca, der Doia Cesari, und



Vom Basler Münster Abb. 9. Beispiel der „Dröserien“ an den Rücklehnen der Chorstühle, spätgotische Holzschnitzerei (Mitte des 15. Jahrh.).

ihrem heißblütigen und verkommenen Bräutigam Grimmelli erlebte und dadurch zum Dichter heranreifte. Ich gestehe, daß mir der Roman „Heinrichs Romreise“*) den besten Eindruck hinterließ, daß ich ihn mit aufrichtiger Freude las, wiewohl es nicht überall ganz ohne romanhafte Episoden abgeht. Heers Stärke liegt in der Darstellung der Landschaft in unsern Bergen, und wie er an „heiligen Wässern“ seinerzeit die Walliser Alpen, im „König der Bernina“ die herrliche Engadinerwelt mit den andächtigen Augen des warm begeisterten Wanderers in sich aufgenommen, so ist es diesmal der wunderbare Südhang des Alpenwalls, der ins gelobte Land Italien hinunter schaut, und das Tessiner Volkstum, die er uns fesselnd und lebensvoll zu schildern weiß. Aber fesselnd ist auch die Handlung, sind die Menschen, die auf diesem erhabenen Hintergrunde Stunden tiefster Not und höchsten Glückes erleben, neben dem Helden der wackere Sindaco und die romantische Gestalt dieses Grimmelli, dessen ungezügelte Leidenschaft soviel Kummer und Sorge über die Menschen bringt, und die schöne Doia. Eine prächtige Figur ist ferner der Mönch im Kloster Disentis, der Tröster und Berater des armen Heinrich, den die Fahrt über die Alpen

und die Liebe zu Doia auf wunderbare Weise zu neuem Lebenswillen stärkt, und, wiewohl der Traum von Altanca in nichts zerfließt, darf der spätere Lehrer und Dichter bei seiner wirklichen Romreise, der Romreise des deutschen Gelehrten, dankbaren Blickes nach dem Tessiner Nestchen auf der Felsenrinne hinaufsehen, wo er nach den Irrungen und Wirrungen der Jugend sich selber wieder gefunden hatte. Mit Spannung wird der Leser diesen Roman zu Ende lesen und ihn zu den sehr guten Werken der deutschen Unterhaltungsliteratur rechnen.

In der „Schweiz“ (o. S. 119ff.) hatten die aufmerksamen Leser das Vergnügen, die überaus feine, von tiefer Stimmung erfüllte Erzählung von Maria Waser „Die Lebendigen“ zu genießen. Wie fein gezeichnet ist diese Frau Madeleine, die der ästhetisierenden Gesellschaft im Innersten abgeneigt ist, weil sie empfindet, was die Leute, die „Salon halten“, bloß spielen und jämmerlich spielen, da sie alles mit soviel Klugheit und so wenig Liebe betreiben, weil ihnen die Liebe fehlt, die Madeleine draußen im Park empfindet, wo der tote Bruder ihr als klare Vision vor das innere Auge tritt. Eigentlich klingt alles plump, unbehilflich, was man über die feine, innerliche Art dieser Profadichtung sagt — man muß sie lesen, sie

*) Frauenfeld und Leipzig, Guber & Co., 1918.

mitempfinden, wie die zwei anderen kleinen, durchgefühlten Werklein, die in dem auch äußerlich hübschen Büchlein „Scala Santa“*) stehen. Man muß miterleben, wie Frau Regine „Unter dem Quittenbaum“ des Glücks erfüllter Liebe, der Mütterlichkeit so überfroh wird, daß sie jubelt: „Allmächtiger, so reich kann das Leben sein!“ Und wer ließe sich nicht ergreifen von dem „Weg“, den in der dritten Dichtung Frau Marga noch einmal geht, diese Frau, die ihre Mutterschaft „innerlich errungen“ hatte, so, wie Maria Waser ihn uns darstellt, ganz aus dem Innern einer Frauenseele heraus, zart, fast unkörperlich, und doch so lebendig und innerlich wahr! So etwas muß eine Frau schreiben; denn es muß innerlich erlebt und erzählt sein, es muß aus der wahren Liebe geboren sein, die nur die Mutter, die Frau so tief in ihrer Seele trägt. Wer diese Dichtungen mitfühlen kann, der wird sie mit zum Schönsten rechnen, was der heurige Weihnachtsmarkt gebracht hat, und er wird gern von Zeit zu Zeit die drei Frauen auf der heiligen Treppe des Lebens wieder emporsteigen sehen, die junge im Glück erfüllter Liebe, die zweite, bangend in Liebe um ihr Kind, und die dritte, völlig gereifte mit ihrem von Leben und Leiden gedakelten Antlitz, das in Heiterkeit und grenzenloser Liebe glänzt...

Vielleicht hätte Hermann Weilenmann in seinem Buche „Der Befreier“**) uns ein abgeklärteres Werk bieten können, wenn er selber abgeklärter gewesen wäre, als er es schrieb. Die Prosadichtung, die er uns bietet, dürfte daher den einen oder andern Leser nicht voll befriedigen, und doch — was der Verfasser wollte, ist ihm sicher gelungen: er wollte die Nöte und Kämpfe einer Künstlerseele nachzeichnen, eines jungen, noch unvergorenen Menschen, der unter dem Druck des Wehrdienstes leidet. Wir könnten das auch verallgemeinern und sagen, das Buch wolle an einer besonders zart empfindenden Individualität die Notlage des Intellektuellen im Wehrkleid überhaupt darstellen, und ich glaube, manch junger Soldat werde Weilenmann das Zeugnis nicht verweigern, daß er seine Aufgabe gut gelöst habe, mögen auch da und dort die psychologischen Entwicklungen uns nicht ganz als folgerichtig, die Uebergänge nicht als zwingend und notwendig erscheinen. Aber daß — vom Standpunkt des Dichters aus — das Buch geschrieben werden mußte, daß es ihn auf den Fingernägeln brannte, diese Ueberzeugung hat mir wenigstens die Lektüre beigebracht. Nur der Titel befremdet, sofern er nicht in Gänsefüßchen gesetzt werden soll. Oder wäre der Tod am Ende als der „Befreier“

gedacht? Ich glaube nicht an Befreier, wie dieser Füsilier Sonderegger; denn was wir da an Wandlungen erleben, ist kein Läuterungsprozeß: der Held hat das Zeug zur gefestigten Persönlichkeit in sich; aber er kann es nicht werden, weil sein Leben gebrochen wird, bevor er dazu gelangt. Der „Fall Sonderegger“ jedoch ist ohne Zweifel interessant, und wenn wir das Werk so auffassen, wie es offenbar von Weilenmann selbst aufgefaßt wird, dürfen wir es als ein Dokument individuellen Erlebens, das von ehrlichem, starkem Können zeugt, und als den verheißungsvollen Auftakt zu einer Schriftstellerlaufbahn begrüßen, die man im Auge behalten sollte. Die Freiheit ist es, die der Held überall vermisst, deren Fehlen ihm die Sklaverei, insbesondere die Unterdrückung der geistigen Persönlichkeit im Dienst zum Bewußtsein bringt. Drei Frauengestalten, eine Jugendfreundin, die Sonderegger im Grand Hotel von Locarno besucht und die seine Ideen nicht versteht, eine Tessinerin, deren Liebe ihn mit dem Dienst versöhnt, und eine Russin, die seine neu errungene Weisheit, daß Zufriedenheit Freiheit bedeute, wieder ins Wanken bringt, spielen eine ausschlaggebende Rolle in den Wandlungen des Helden, der schließlich im Tode an einer Blutvergiftung die Erlösung und die Erleuchtung findet, daß kein Sichabsondern, kein Sichselbstüberheben, sondern die bewußte Einordnung in die Gesamtheit, ein Leben gemäß der Stimme des Zusammengehörigkeitsgefühls mit allen Menschen die eigentliche geistige Freiheit bedeute. Auf dem Hintergrund der Tessinerberge spielt sich die Geschichte des Füsiliers Sonderegger ab; die Berge leuchten und glitzern über den exerzierenden Soldaten, und was wir vom Dienst erfahren, ist realistisch anschaulich dargestellt, während die Menschen, insbesondere die Frauen, uns eher wie Symbole anmuten und eine gewisse Disharmonie zwischen diesen seltsamen Wesen und den plastisch gestalteten Soldatentypen nicht ganz wegzuleugnen ist. Und doch macht das Buch den Eindruck innern Erlebens und schöner Ehrlichkeit des Wollens. Vielleicht eines Zuvielwollens, eines Strebens, alles zu sagen, das vielen Erstlingen eigen ist; aber der Autor hat fest zugepackt; seine Sprache, abgesehen von etlichen Entgleisungen und kuriosen Bildern, entbehrt, wie der ganze Aufbau, nicht der stark persönlichen Note, des kräftigen Temperamentes und der Schönheit, die die Lektüre zu einem Genuß macht, der uns berechtigt, die Entwicklung dieses jungen Erzählers mit Interesse zu verfolgen.

Ein anderes Anfängerwerk, das die Probleme der Gegenwart und der Schweiz, der Freiheit, des Vaterlandsdienstes, der Stellung des Sozialismus zur schweizerischen Staats-

*) Zürich, Rascher & Co., 1918.

*) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918.

idee dichterisch gestaltet, ist Paul Siegfrieds Roman „Wetterleuchten“*), ein Werk, das auf den Bahnen des alten bewährten Realismus wandelt und dessen Verfasser scharf und klar über die Fragen, die in dem umfangreichen Werke erörtert werden, nachgedacht hat. Verworrene Gefühle sind hier nicht zu finden; aber auch hier zeugt die treffliche, lebenswahre Darstellung von eigenem Erleben, äußerem und innerlichem. Gestalten, wie der Held Alfred Ambach, wie der Oberst, die verführerische Russin und Revolutionärin Posharsky und alle andern, leben und sind wirklich unter uns, und da sich die heutigen Ereignisse so scharf umrissen in diesem Werke spiegeln, das — ohne tendenziös zu sein — von echt schweizerischem Geiste getragen ist, ist es nur zu begrüßen. Wer ist Paul Siegfried? Einer, der sich offenbar mit den Fragen unserer Zeit zu beschäftigen Gelegenheit hatte und für den die innere Nötigung, dieses Werk zu schreiben, ebenso sehr aus der vaterländischen Gesinnung wie aus der unzweifelhaften dichterischen Begabung kam. Nicht die Seelenmühe einer etwas eigenartigen Individualität bilden hier das Thema; es ist die Not der Zeit, die auf unserem Vaterlande lastet, die der Basler Staatsanwalt Siegfried uns darstellt, es ist die extrem sozialistische und antimilitaristische Lehre, die, vertreten durch den jungen Ambach, an dem furchtbaren Erleben der Gegenwart gemessen wird. Wie dieser überzeugungstreue Mann, den bittere Schicksale und Erlebnisse zum leidenschaftlichen Agitator werden ließen, durch dieses Erlebnis zur reifen Persönlichkeit emporwächst, wie er bei der von ihm geschaffenen Jugendorganisation nur Andant und Verständnislosigkeit erntet, wie er später seine gereiften Ideen selber in einem größern Unternehmen verwirklichen kann, wie er durch den Dienst fürs Vaterland während des Krieges geläutert wird, nach dem Abenteuer mit der verführerischen Russin den Weg durch zartfühlende Freundeshilfe wieder zur Jugendgeliebten zurückfindet, das alles ist so lebensfrisch erzählt, vollzieht sich so folgerichtig und mit innerer Notwendigkeit, daß wir auch da, wo der Fluß der Erzählung oft ein wenig sehr breit wird, noch mit aufrichtigem Vergnügen lesen und öfter als einmal uns an der gesunden Wirklichkeitsfreude dieses Neulings auf dem Schweizer Parnas freuen. Die Sprache ist schlicht, keineswegs modern oder nervös, was zur Abwechslung auch wieder einmal angenehm ist, und es mutet uns überaus sympathisch an, wie wenig eigentlich dieser Erzähler sich als Parteimann erweist und wie sehr er sich in die Seelenverfassung des Helden hineinzuversetzen vermag. Da nimmt man

ihm hinwieder auch etwa einen Exkurs, der künstlerisch nicht gerade zur Handlung gehört, nicht gar so sehr übel; gewiß, er sprengt den Rahmen, aber vergessen wir nicht, der Verfasser hat etwas zu sagen und will möglichst alles sagen. Und er sagt es gut und interessant, sodaß wir die Straße an seiner Seite nicht ungern einige Minuten lang verlassen, z. B. den Freunden und Gegnern der einen oder andern Kriegspartei gelassen zuhören und uns freuen, daß einer da ist, der das Gespräch jedesmal wieder auf den schweizerischen Boden zu lenken weiß, wenn die Köpfe zu warm werden. Sollte später einmal, wenn der wirkliche Friede da ist, eine neue Auflage des schönen Buches nötig werden, so zweifle ich nicht, daß die paar allzu sehr auf die Zeit zugeschnittenen Partien vom Verfasser selbst als Ballast empfunden und beseitigt werden und das Werk die künstlerische Abrundung erfährt, die ihm heute zum Teil noch abgeht. Aber ich behaupte: So, wie es ist, wird es sicher gefallen, und selbst die Spuren des Anfängertums werden den Leser nicht hindern, es mit Interesse zu Ende zu lesen; denn es ist ein Buch, das die Liebe zur schönen Heimat diktiert hat, und der es schrieb, ist ein Dichter, der vieler Menschen Art kennt und versteht und zu gestalten weiß.

Unter den alten Bekannten begegnet uns Rudolf von Tavel mit einem schönen Geschichtenbuch, das er „Bernbiet“*) taufte. Ich muß sagen: Tavels mundartliche Erzählungen sind mir persönlich lieber, weil sie besser die Eigenart dieses Dichters zum Ausdruck bringen. Aber das darf doch auch von diesen ernsten und heitern Geschichten aus dem Bernbiet behauptet werden, daß sie die sorglos heitere Art des Verfassers durchaus nicht verleugnen, womit er die Fabel zu verknüpfen pflegt, und der urwüchsig gesunde Humor kommt auch in den hochdeutschen Erzählungen aufs schönste zur Geltung. Wer sollte z. B. nicht lachen, wenn er liest, wie die besorgte Schwägerin des Herrn Daniel Schueßer in Bremgarten das Unglück, daß dieser seine schöne Kammerjungfer Elisi Schmoder heirate, klug zu verhüten weiß, wobei es ihr allerdings passiert, daß zur festgesetzten Stunde statt des einen Anbeters, Fritz Gantenbein, sogar ihrer drei zum Stelldichein erscheinen, was die Situation nicht vereinfacht; aber das Elisi kommt doch hin, wo es hingehört. Es sind anspruchslose kleinere und größere Erzählungen, die uns heimatisch anmuten und besonders für den Berner schon um der eingestreuten mundartlichen Worte und Wendungen willen etwas Trauliches an sich haben werden. Sie sind getragen von einer gesunden ethischen Anschauung und atmen echte

*) St. Gallen, Otto Litolf & Co., 1918.

*) Bern, A. Francke, 1918.

Schweizerluft. Und dafür verdient der wackere Dichter des unsterblichen „Soupe Lombarde“ den Dank aller lesenden Eidgenossen.

Hier — weil wir jaust im Bernerland sind, — sei auch kurz auf den neuesten Simon Gfeller, den Verfasser von „Heimisbach“, aufmerksam gemacht, dessen neuestes Dialektgeschichtenbuch „Em Sag no“*) heißt. „Müschterli u Gschichten us em Nimmethal“ erzählt er uns darin in seinem unverfälschten Dialekt, und wenn irgend einer, so verrät dieser treffliche Mundartepiker ein Verständnis des Landvolkes, seiner Gewohnheiten, Vorzüge und Fehler, und eine Vertrautheit mit den Nöten und Vergnügen der kleinen Leute, die er lebendig zu schildern weiß, daß wir helle Freude daran haben. „Wi Röbeli zu Übertrümpf cho ist“ ließt sich ebenso

heiter, wie uns die ernsten Sorgen und Nöte kinderreicher Familien oder eines armen Baganten Liebesgeschichte zu ergreifen vermögen. Und die Hauptsache ist: alle diese Geschichten und Schwänke sind aus dem Volkstum heraus erzählt, muten uns echt und lebendig an, weil sie dem wirklichen Leben nachgezeichnet und mit einer souveränen Beherrschung der Eigenart der Sprache des Volkes dargestellt sind. Gewiß, tiefe Probleme sucht man vergebens in einem solchen Buche; aber das, was uns daran fesselt, ist das unverfälschte Volksleben, so, wie es ist, und der goldene Humor, der über diesen Geschichten liegt wie die Sonne eines Frühlingstages über dem Emmental. Freunde guter Dialektliteratur seien angelegentlich auf dieses wackere Buch hingewiesen.

*) Bern, A. Francke, 1918.

(Fortsetzung folgt).

In einem Dom

Die Tür fällt seufzend hinter mir ins Schloß.
Mich fröstelt leicht. Ich gehe auf den Zehen.
Noch kann im Dämmerdunkel ich nichts sehen
Und stoße an St. Georgs Sandsteinroß.

Doch wie ans Dunkel sich gewöhnt mein Blick,
Erbebt das Aug' in schmelgendem Genießen.
Ich schreite über bunte Marmorfliesen —
Wunschlose Kühle birgt das Mosaik.

Ganz plötzlich ist das Dämmerlicht verblaßt.
Die Sonne trat hervor aus regenfeuchten
Wolken und will die Heiligen beleuchten,
Die in den Fenstern stehn, in Blei gefaßt.

Den alten Herzog, der sein ganzes Gut
Der Kirche gab, trifft sie mit allen Strahlen.
Er prunkt und gleißt — und Lichtreflexe malen
Am Altar ein Gedicht von Gold und — Blut...

Hanna Frey, Basel.

Zur Kenntnissnahme. Die „Illustrierte Rundschau“ mit Politischer Uebersicht, Totentafel u. wird in nächster Nummer nachgetragen. N. d. R.

Redaktion: Prof. Dr. Otto Wafer, Dr. Maria Wafer.

Alleinige Inseraten-Annahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich, Basel, deren Filialen u. Agenturen.
Druck der Buchdruckerei Berichthaus / Zürich.